

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Margret [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

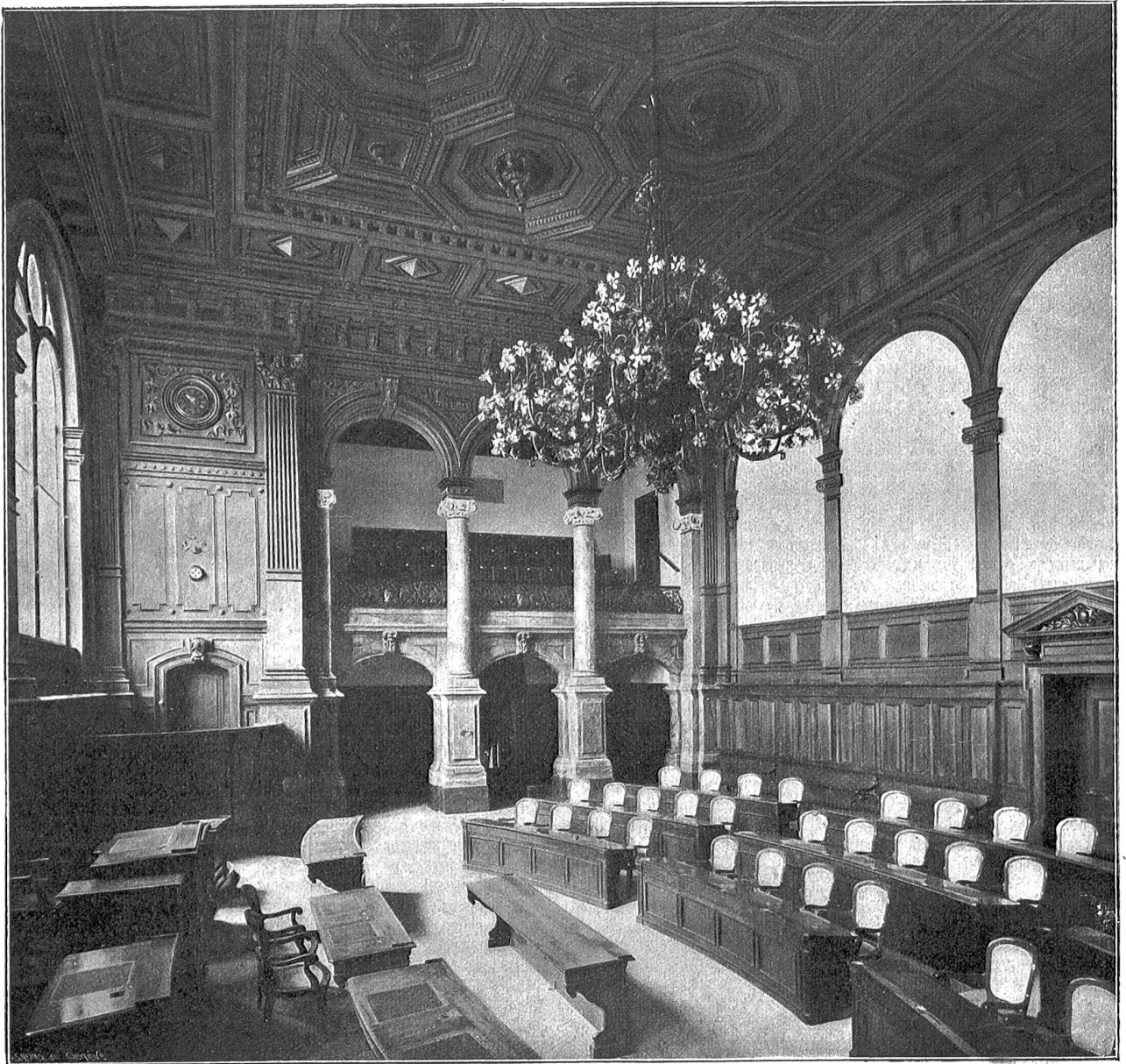
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ständeratssaal.

✻ Margret. ✻

Novelle von Emil Hügli, Chur.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Nun eilte er auf sie zu und drückte dem jungen Weib einen herzhaften Kuß auf den sonnengebräunten Nacken. Wie heiter sie lachten . . . wie leicht da die schwere Arbeit von Statten ging. Jetzt wehte er seine Sense mit dem Stein; wie ferner Glockenklang tönte es durch die Luft, den das Echo des Waldes leise erwiderte! Doch mählich ging ihre Arbeit zu Ende. Vom Dörfchen drunten im Thal klang das Feierabendgelaute empor. Der Mähder wischte mit einem Büschel frisch geschnittenen Grases die Sense sauber, auch die Mähderin that desgleichen; nun schritten sie mit geschulterten Sensen, Arm in Arm verschlungen wie Liebesleute, den Berghang hinab.

„Und hast du mich auch ewig lieb?“ fragte er seine Liebste. „Ja — bis zum Tod, und ich will dir folgen, wohin du auch gehst, und will zu dir kommen, so oft du mich ruffst“ . . . so antwortete die Mähderin, die immer deutlicher die Gesichtszüge Margrets angenommen . . . nun schritten sie zusammen über die Schwelle des Hauses und Dämmer-Stille trat ein . . .

Ein lautes Lärmen und Klatschen schreckte Margret jäh aus ihren Träumereien auf . . . und als die Mutter freudig sagte: „Das war schön, nicht wahr?“ schoß der Befragten eine dunkle Welle Blutes ins Gesicht, als müßte sie ein Geheimnis verbergen, und verlegen erwiderte sie: „Ja — eben wunderschön!“



Bibliothek im neuen Bundeshaus.

So ging's bei jedem neuen Stück; immer wieder, wenn die Mutter die Pause benützte, um zu Margret ein paar beifällige Worte zu sagen, wachte diese wie aus tiefem Schlaf und Traum auf und sah mit großen, staunenden Augen umher . . .

Abermals Klang und sang es in den Lüften, abermals begann Margret zu phantastieren. Zuerst schritt sie schattigen Waldbesäumen entlang, trat dann wieder in die Sonne, die golden über weiten Aehrenfeldern lag; hoch in den Lüften tirierte eine Lerche, und alles war schön und wunderbar wie im Märchen.

Nun war sie plötzlich auch nicht mehr allein, ein fester Arm umspannte ihre Hüften, eine Hand lag schmeichelnd in der ihren, und das heitere Gesicht eines jungen Mannes neigte sich zu ihr . . . ein lauter Trommelwirbel schreckte die Träumende auf.

Was war das? Hatte sie ihn nicht eben wirklich gesehen? War sein Gesicht nicht eben in Wirklichkeit vor ihr aufgetaucht?

Eine plötzliche, süße Angst befiel sie und machte ihr Antlitz erglühen.

Als ob sie mit Gewalt sich aus ihrer Verwirrung retten wollte, riß sie die großen Augen weit auf und schaute geradeaus . . .

Nein — es war Wahrheit, dort saß er jetzt — eben von der langsam sinkenden Abendsonne hell erleuchtet. Sein Gesicht hatte er ihr zugewandt und staunte sie an, selbst etwas verlegen. Nun griff er ruhig nach dem Hut, grüßte sie und blickte dann nach der Spitze seines Stockes, mit der er im Kies zu wühlen begann.

Margret sah noch, daß er in Gesellschaft anderer Herren da saß; durch die Wanderung der Sonne war er mählich in das Lichtbereich gerückt, und ohne zu ahnen, was geschah, mußte sie ihn beim Anblick unbewußt in ihre Phantasien miteingespinnen haben, bis er ihre steten Blicke empfand, sich voller ihr zuwandte und sie grüßte.

Einige Sekunden bloß hatte diese Begegnung ihrer Augen gedauert, allein mit der Ruhe war es für heute vorbei.

Frau Siegwart, die in sich selbst versunken war, hatte von allem nichts wahrgenommen! Nur als sie sich zu Margret wandte, sah sie auf deren Gesicht die letzte verglimmende Röte, die dann nur allzu rasch einer feinen Blässe zu weichen schien.

„Ja, ja — die Frühlingsluft!“ sagte sie. „Es wird auf den Abend wieder recht kühl; wenn's dir zu frisch wird, so sag' es, Greti; wir können gehen, wann du willst.“

„So gefährlich ist's nicht,“ erwiderte diese. Als sie aber den Konzertzettel betrachteten, zeigte sich, daß man ohnehin bei der letzten Nummer angelangt war.

Hier und dort wurden auch schon Stühle geschoben, Gäste standen auf und verließen den Garten . . .

„Und doch ist's am Ende besser, wenn wir gehen,“ sagte Frau Siegwart, da sie Grete noch blässer werden sah . . . „Die Frühlingsluft ist falsch und feucht.“ So standen sie denn auf; dabei warf Margret unwillkürlich noch einen Blick nach dem nachbarlichen Tisch. Dort machte sich eben die junge Kellnerin zu schaffen, indem sie anscheinend mit den Herren wegen der Zeche abrechnete. Und jetzt ging es Margret wie ein Stich durchs Herz; eine weiße Hand hielt den nackten, bräunlichen Arm jenes Mädchens einen Augenblick lang zärtlich umfaßt und zuckte nun beim Schieben ihres Stuhles mit Blitzesschnelle zurück. War das „feine“ Hand gewesen? Sie konnte es nicht unterscheiden. Aber wenn dem so gewesen wäre? Der Gedanke that ihr weh, verursachte ihr thatsächlich Schmerzen, wie sie solche noch nie empfunden hatte.

Nein, „er“ war es gewiß nicht gewesen; sie suchte sich dazu zu überreden, und dennoch glaubte sie gerade seine Hand erkannt zu haben . . . aber wenn auch, was ging es sie denn an?

Sie vermochte nicht, sich Rechenschaft darüber zu geben; doch beschäftigte sie nun der Gedanke in einem fort, ließ ihr keine Ruhe mehr und machte sie immer verwirrter. Ernst vor sich hinstarrend, als wäre ihr ein Unrecht geschehen oder eine Beleidigung angethan worden, verließ Margret mit der Mutter den Garten, wo sie ihre erste große Freude und, wie ihr jetzt dünken wollte, auch ihr erstes tiefes Leid erfahren hatte.

Viele Leute sahen den selten gesehenen Frauen nach, die, unbekümmert um die umgebende Welt, mit anmutigem Stolz durch die Reihen der Gäste dahinschritten und zum großen Gitterthor hinaustretend in die Straße einbogen.

Hier wagten sie es endlich wieder, ein paar Worte mit einander zu wechseln, nebensächliche Bemerkungen, die beinahe verrieten, daß mit ihnen mehr verborgen, als mitgeteilt werden sollte.

Sie waren beide einig in dem Urtheil, einen schönen Nachmittag genussreich verbracht, und mit dieser übereinstimmenden Bemerkung schienen sie sich auch schon genugsam ausgesprochen zu haben; es war, als hätten sie sich auf demselben Weg grüßend begegnet, um sodann verschiedene Pfade der Erinnerung einzuschlagen.

Freudenmüde kamen sie in ihrer stillen, einsamen Wohnung an und schlüpfen alsobald wieder in ihre schlichten Hauskleider. Während Frau Siegwart in die Küche ging, um das Abendessen zu bereiten, flüchtete Margret mit einem Buch auf den Balkon, wo sie sich in einen Lehnstuhl niederließ. Mit dem Lesen wars aber nicht weit her. Sie glitt wohl mit den Augen über die Buchstabenreihen, erfaßte jedoch kaum, was sie sah und mußte oft wohl zehn- und mehrmal denselben Satz durchgehen. Endlich ließ sie das Buch in den Schoß sinken und ihre Gedanken schweiften zurück in den Konzertgarten, wo „er“ gegessen hatte. Sie sah wieder sein hübsches, jugendlich lebensfrohes Gesicht mit den braunen Augen und dem blonden, krausen Schnurrbart, sah, wie er sie

lächelnd grüßte und hierauf mit dem feinen Stöcklein verlegen im Sand wühlte.

So oft ihr aber jene Szene wieder in den Sinn kam, wobei die Kellnerin von unbekannter Hand geliebkost wurde, suchte sie diese Erinnerung unwillig abzuschütteln. Endlich konstruierte Margret sich die Situation also, daß es unmöglich „feine“ Hand gewesen sein konnte; an dieser Selbsttäuschung hielt sie hartnäckig fest, bis sie selbst daran glaubte und sodann rückhaltlos in der reinen Erinnerung schwelgen konnte.

So kam der Abend heran und die Nacht und die Stunde, da es Zeit wurde, das Lager aufzusuchen. Margret küßte die Mutter auf die Stirn und huschte hierauf in ihre Schlafkammer, froh, nun endlich ganz allein zu sein und noch einmal das Erlebnis des heutigen Tages durchkosten zu können.

Kaum hatte sie das Licht gelöscht und lag noch mit offenen Augen im Bett, so trugen sie ihre Gedanken von neuem in den Garten zurück. Sie saß wieder der Mutter gegenüber an dem Tischchen, die Sonne leuchtete rings umher und spiegelte sich zitternd im Wein.

Geigen und Flöten, Klarinetten und Trompeten ertönten, während weit draußen die Natur in geheimnisvollem Schweigen harrete . . . und wie Margret noch so dalag und mählich ihre müden Augen sich schlossen, verwandelte sich ihre Erinnerung in ein lebhaftes Träumen.

Jetzt schritt sie selber am schattigen Waldrand des Berges entlang; sie sang ein Lied, das Echo tönte fern herüber, und wie sie so sang und sich des Wiederklingens freute, da trat plötzlich „er“ aus dem Schatten der Bäume hervor ans Licht der Sonne, das leuchtend auf sein Gesicht fiel. Freundlich griff er nach seinem Hut, trat auf Margret zu, reichte ihr die Hand und sagte laut: „Grüß Gott, mein Fräulein!“

Sie grüßte ihn ebenso freundlich, worauf er nach ihrem Namen fragte und sie fröhlich zur Antwort gab: „Margret Siegwart.“ Er drückte ihr nun freundschaftlich die Hand, zog sie leise an sich und küßte ihr die Augen; dann wandte er sich um, eilig von dannen schreitend. Die Hand an die Stirn gelegt, also die Augen vor der blendenden Sonne schützend, sah Margret ihm lange nach. Plötzlich aber war er nicht mehr allein. Die Kellnerin ging ihm jetzt zur Seite; diese trug ihre schmucke, ländliche Tracht, die die Arme bloß ließ, und schritt mit ihm, der sie liebevoll umfing, in den Schattensbereich des Waldes zurück.

Abermals ging es wie ein Stich durch Margretes Herz; auch verlor sie alle Kraft, sie sank am Wiesenhang nieder und weinte, bis ihr die Augen brannten . . .

Ein leises Geräusch im Nebenzimmer schreckte Grete empor, als ob sie lauten Lärm vernommen hätte.

Zitternd schlich sie ins Zimmer der Mutter hinüber; da jedoch alles stille war und diese in festen Schlaf versunken schien, kehrte Grete in die Kammer zurück und legte sich wieder zu Bett.

Vor ihren Augen begann von neuem das träumerische Spiel. Sie trägt ihr schönstes Kleid und wandelt am Arm der Mutter durch einen großen, sonntäglich belebten Park; viele Leute, die sie begegnen, grüßen mit freundlich lächelnden Mienen und artigem Kopfnicken, während in den Lüften leise Musik ertönt und alles wie im Takt sich dazu bewegt und wogt und flutet. Plötzlich tritt

aus dem Schattenbereich der jungbelaubten Kastanienbäume eine schlanke, männliche Gestalt, die in Eile an den beiden vorüberstreitet und wieder im Gewühl der vielen Leute verschwindet; dann sieht sich Margret wieder allein am Bergeshang wandeln; „er“ kommt fröhlich auf sie zugesritten und reicht ihr die Hand; sie spürt den sanften Druck, hört die Stimme, sieht sein schmales Gesicht mit den lebhaften Augen und vernimmt, während er den Rand des Hutes berührt, den Gruß: „Auf Wiedersehen!“

Nun hört sie seine Schritte mählich schwächer und schwächer werden und endlich ganz verhallen . . .

Und stetsfort wiederholt sich dies Kommen und Gehen; so oft seine Gestalt ihr auch aus den Augen entschwindet, kehrt er doch auf neuen Wegen zurück, so daß ihr bald sein Gehen keine Schmerzen mehr verursacht: sie empfindet und weiß, sie wird ihn doch wiedersehen.

Dieses süße Gefühl behält schließlich die Oberhand und verläßt sie nicht mehr . . . Leise schon stahl sich durch die Fenster ein fahler Morgenschimmer, spielte, floß und zitterte auf der beblühten Tapetenwand: immer noch spiegelte sich in Margretes Phantasie das gestrige Erlebnis in seltsamen Bildern ab.

Als sie dann einige Stunden später erwachte, war ihr, als wäre sie eben aus einem schönen, sonnigen Land heimgekehrt: in ihrem Innern regte sich ein starker Lebensmut, der das Blut rascher fließen, das Herz stärker pochen machte und ihr summen des Trallern und heitere Melodien auf die Rippen zauberte: singend begann sie den neuen Tag, als gälte es ein neues Leben zu beginnen.

Von da an schien Margret die einsame Stadtwohnung zu eng geworden zu sein; so oft sie konnte, wenn sich nur der kleinste Anlaß dazu bot, verließ sie das Haus, um durch die belebten Straßen zu gehen. Jeden Ausgang, den der Haushalt erforderte, wollte sie besorgen und war gleich bei der Hand, wenn die Mutter glaubte einen Einkauf machen zu müssen; alsdann gab es immer ein kurzes Wortgefecht. Die Mutter wünschte wie ehemals selber zu gehen, nur um Margret die Mühe zu ersparen; allein diese ließ es nicht mehr geschehen, sondern wehrte sich, bis die Mutter endlich nachgeben mußte.

So war eine Woche vorübergegangen, und wiederum kam ein sonniger Sonntag. Margret ließ es sich nicht nehmen, zum Zuckerbäcker zu gehen, um einige Süßigkeiten zum Nachtschiff zu holen.

Fröhlich eilte sie die Treppen hinunter, durchschritt

den Hausgang, wanderte nach der Konditorei und schlug sodann, noch einen kleinen Umweg einschleudend, etwas enttäuscht den Heimweg ein. Wie sie eben die Hausthür wieder aufmachte und das Sonnenlicht hell in den dämmerigen Raum brach, leuchteten ihr aus der Oeffnung des Briefkastens zwei prächtige, dunkelrote Rosen mit üppiger Blätterkrone entgegen und grüßten mit süßem Duft. Margret erschrak. Wie ein Blitzschlag rührte sie die Entdeckung; ein wonniger Schauer floß durch ihren Körper . . . Sonntag und Rosen! Die plötzliche Ahnung wurde ihr gleich zur festen Gewißheit: sie sind von „ihm.“

Erst jetzt fiel ihr ein, daß sie ja seinen Namen gar nicht kannte; doch konnte das ihre Freude nicht mindern, genug, daß er sie vor acht Tagen so freundlich begrüßt, genug des Glückes, diese flammenden Zeichen nun in Händen zu haben und zu wissen, daß er ihrer gedachte. Margret nahm die Rosen fast mit gieriger Hast aus dem Kästchen, sprang die Treppen empor und hastete, — noch ehe sie die Mutter begrüßt, nach ihrem Zimmer,

wo sie die duftenden Grüße, da eine Vase nicht gleich zur Hand war, sorgsam in das Glas der Zimmerlampe steckte.

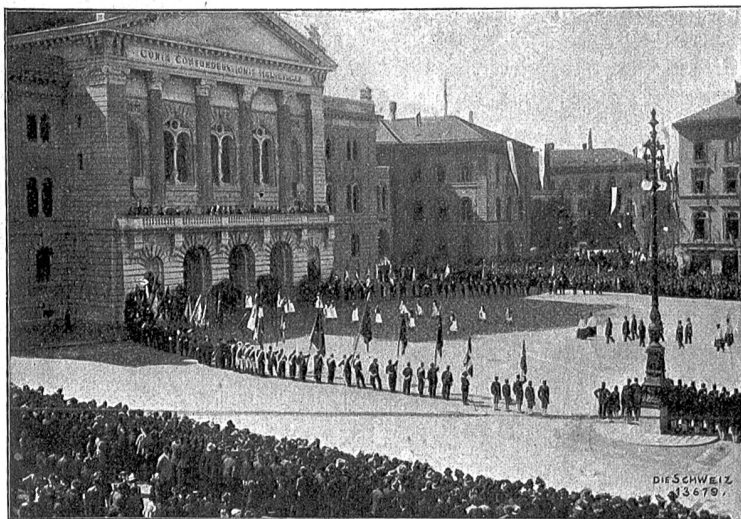
„Was ist — wer ist da? Bist du's, Grete?“ rief's nun schon von der Küche her.

„Ja, ich bin's!“ antwortete die Angerufene und beeilte sich, die Kammer zu verlassen, ehe noch die Mutter sie bei dem neuen Zimmerschmuck antreffen würde.

Es war wieder ein stiller, einsamer Tag, den sie zusammen verbrachten. Nach

dem Essen ließen sie sich auf dem Balkon nieder und nahmen beide ein Buch zur Hand. Margret hatte Mühe, den schwarzen Buchstabenreihen zu folgen. Von Zeit zu Zeit entfernte sie sich und eilte in ihre Schlafkammer, um sich stets von neuem zu überzeugen, ob es wirklich wahr sei, daß sie heute Rosen bekommen, und mit stets erneutem süßem Schrecken nahm sie die duftenden Liebesboten wahr.

In der ersten Ueberraschung und Freude hatte Margret nicht einmal daran gedacht, die Blumen aus dem Glas fortzunehmen und ins Wasser zu stellen; wie ein Wunder staunte sie die beiden roten Blättersträuße an, die wie Flammen aus dem schlanken Glas der Lampe emporragten. Wenn ihr dann späterhin auch in den Sinn kam, daß sie jene in's Wasser stellen sollte, so ließ ihr Uebermut sie nun den Einsatz nicht ausführen. Mögen sie dort bleiben, dachte Margret, nirgends können sie herrlicher thronen . . . wenn er mich wirklich liebt, so schenkt er mir frische Rosen, ehe diese noch welk geworden sind. Der Gedanke reizte



Einzug in das neue Bundeshaus am 1. April 1902.
(Momentaufnahme von Carl Forster-Meyer, Bern).

sie, so ließ sie auch die Blumen dort stehen, wo sie in der ersten Verwirrung hingeraten waren.

Erst als Margret am Abend ins Zimmer kam, um zu Bett zu gehen, nahm sie die purpurnen Lieblinge — um Licht zu machen — fort und legte sie auf die weißen Decken des Lagers, wo Grete nach langen Träumen von Rosenduft umweht endlich einschlief.

Um die Zeit, da sie aufwachte, war es noch ganz still im Haus, und auch die Mutter noch nicht aufgestanden. Margretes erste Gedanken flogen nach dem Briefkasten. Wenn gestern Abend noch etwas für sie gekommen wäre oder vielleicht schon heute früh?

Eine bange Neugierde ließ ihr keine Ruhe mehr. Ohne sich vollends anzukleiden, schlich sie mit offenen Haaren, die wie eine mächtige, dunkle Woge über das weiße Morgenjäckchen hinunterflossen, in den Unterkleibern die Treppe hinab nach dem Gang . . . siehe da, im Kästchen lag ein weißer Brief; sie riß das Thürchen auf und entzifferte im Dämmerchein ihren Namen; ohne zu wissen, wie sie die Stufen emporgekommen war, befand sie sich schon wieder in ihrem Zimmer und saß klopfenden Herzens auf dem Rand des Bettes. Erst wagte sie nicht, die Hülle des Briefes aufzureißen; in der nächsten Sekunde jedoch las sie schon in fiebernder Hast:

„Malen könnte ich sie, Ihre schönen, erstaunten Augen, beim Lesen dieses Skriptums, so deutlich sehe ich sie vor mir.“

Die Thatfache ist ja auch sonderbar genug: wie komme ich dazu, Ihnen einen Brief zu schreiben, der einem Liebesbrief aufs Haar ähnlich sieht . . .

Warum ich es thue, thun muß, ich will es Ihnen sagen . . . Es liegt etwas in Ihren Augen, in Ihrer Stimme — in Ihrem ganzen Wesen, das mir den Seelenfrieden gestohlen hat von jener Sekunde an, da unsre Blicke sich trafen. Die Musik hat von jeher eine dä-

monische Macht über die Herzen ausgeübt . . . an jenem Sonntag, da ich Sie zum ersten Mal sah, war mir, als hätte sie das meine mit goldnen Ketten an Ihr Leben festgebunden.

Doch das gehört nicht hierher, ist eine Sache für sich, und ich muß vielleicht damit fertig zu werden suchen, ob ich heute auch noch nicht weiß, wie es geschehen sollte . . . O lachen Sie mich nur aus; dennoch will ich es Ihnen sagen: was mich erfaßt hat, wie der Sturm einen einsamen Wanderer auf dem Feld erfaßt: es ist die Liebe!

Es gibt ein kleines, goldenes Wort, das will mir seit jenem Sonntag nicht mehr aus dem Sinn, darf ich es Ihnen verraten? Sie sind gut und sagen nicht „nein!“ Was würde es Ihnen auch helfen, ich habe Sie ja schon so oft in Gedanken so genannt: Herzlieb!

„Ich gab was drum, wenn ich nur wüßt! . . .“ Ja wenn ich nur wüßte, ob Sie meiner die letzten Tage ein einziges Mal nur gedachten? Ihre lieben schönen Augen schienen mir ja zu verraten, daß auch Sie mich freudig erblickten. Aber kaum, daß ich zu hoffen wage, kommt wieder der Zweifel böse Schaar und verscheucht mir Mut und Glauben.

Und nun eine Bitte, deren Größe mir das Aussprechen derselben fast unmöglich macht! Wollen Sie mir von Ihrem Leben eine Stunde schenken, eine Stunde, wo ich mit Ihnen sprechen, neben Ihnen gehen darf? . . .

Wenn ja, so treffen wir uns morgen nachmittag um vier Uhr beim städtischen Garten. Zeit und Ort sind unverfänglich, wir können ruhig einen der Wege dort hinaufspazieren, können plaudern, ich sehe Ihre Augen, höre Ihre liebe Stimme . . . und ein Herz wird so glücklich, daß es kein glücklicheres geben kann. Sie sehen: offen und ehrlich bitte ich Sie darum, und Sie — werden Sie kommen? Es grüßt Sie Ihr

Anton Winter.“

(Fortsetzung folgt).

Prophetische Träume.

Erzählung nach der Wirklichkeit von Emma Hodler, Bern.

Die Nacht ist wunderschön,“ sagte Frau M. und nahm meinen Arm. „Gehen wir noch ein wenig hinaus unter den freien Sternenhimmel, ehe wir uns in jenes sinnlose Traumreich versenken, wo der Verstand seine Waffen strecken muß.“ „Glauben Sie nicht, daß es auch bedeutungsvolle Träume gibt?“ fragte ich.

„Nein,“ erwiderte sie mit großer Bestimmtheit. „Mit welchen Organen nehmen Sie die Traumbilder wahr? Sie sehen und hören wohl, aber nicht mit Ihren leiblichen Augen und Ohren. Ich glaube nur an das, was mir meine gesunden fünf Sinne offenbaren.“

Wir stiegen von der Veranda hinab in den Garten und gingen eine Weile schweigend neben einander her. Sie hatte sehr klug gesprochen, und dennoch hätte ich dieser Frau gern einige Erfahrungen zur Kenntnis gebracht, die mit ihrem Glauben im Widerspruch standen. Ich nahm deshalb das Thema wieder auf.

„Gerade diese überflüssigen Traumoffenbarungen haben mich auf eine wunderbare Vermutung geführt. Könnte es nicht außer dem Bereich unsrer fünf Sinne noch Erscheinungen geben, die wir nicht wahrnehmen, weil uns die entsprechenden Organe fehlen?“

„Das ist eine phantastische Vermutung, die zu nichts führt.“

„Erlauben Sie, die Phantasie ist nun einmal da und hat also ihren Zweck, wie alles im Schöpfungsplan.“

„Aber sie beweist nichts.“

„Ich kann Ihnen allerdings für meine Vermutung keinen Beweis — wohl aber eine Begründung geben. Ich setze zum Beispiel den Fall, wir hätten kein Gehörorgan, der Schall existierte also nicht für das Menschengeschlecht. Wir würden nicht die leiseste Ahnung vom Rauschen des Wassers, vom Vogel-schlag, von all' dem Klingen und Tönen um uns herum haben, und es wäre auf keine Weise möglich, uns einen Begriff davon beizubringen.“

„Zugestanden; wir würden viel verlieren.“

„Unter diesen gehörlosen Menschen wäre vielleicht Einer so fein organisiert, daß der Schall die Saiten seines Nervensystems dennoch zum Vibrieren brächte.“

Frau M. lachte. — „Sie meinen, weil er keine Ohren zum Hören hat, so müßte der Schall einen andern Weg suchen, um sich ihm bemerkbar zu machen. Die Haare vielleicht.“

„Ja, liebe Spötterin, ungefähr das meine ich. Der Schall würde auf irgend eine überflüssige Art Eindruck auf ihn machen. Und so dürfte es in der uns umgebenden Welt noch unendlich viele Erscheinungen geben, die wir beschränkten Wesen nicht wahrnehmen können.“

„Sehr möglich. Ich halte mich aber nur an Thatfachen.“

„Nun denn, Thatfachen! Haben Sie Geduld genug, um die Erzählung einer Begebenheit anzuhören, die mir unglaublich vorkäme, wenn ich sie nicht selbst erlebt hätte.“